Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 12

Artikel: Glanz und Elend des Föderalismus
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073160

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Glanz und Elend des Föderalismus

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Fast alles, was wir als einmalig schweizerisch betrachten, gibt es auch anderswo. Das Alphorn findet man in den Karpathen, die Landsgemeinde in Island und Qualitätsarbeiter in der ganzen Welt. Sehr viel von dem, was wir für die deutsche Schweiz als charakteristisch halten, ist auch in Deutschland und Österreich und das meiste von dem, was uns als typisch welsch erscheint, ist auch in Frankreich anzutreffen. Der Tessin und Norditalien haben sehr viel gemeinsam und schon der oberflächliche Beobachter kann feststellen, wie verwandt die rätoromanischen Gebiete des Kantons Graubünden mit jenen des Tirols sind.

Etwas aber ist in unserem Lande einzigartig: die ungeheure Vielfalt auf kleinem Raume. Dänemark ist ungefähr gleich groß wie die Schweiz; es hat fast gleichviel Einwohner und fast die gleiche Bodenfläche. Auch dort findet man Verschiedenheiten der einzelnen Landesteile, aber nicht in dieser Mannigfaltigkeit wie bei uns.

Unser Land ist so klein, daß man von Luzern aus, wenn man rechtzeitig frühstückt – und das tun ja die Schweizer – mit einem Auto bis zum Mittagessen jede der vier Landesgrenzen erreichen kann. Trotzdem gibt es in diesem kleinen Raume Siedelungen, wo Orangen und Zitronen wachsen, und andere, die so hoch gelegen sind, daß nicht einmal Bäume gedeihen.

Vom höchsten Punkt, der Dufourspitze des Monte Rosa (4638 Meter), bis zum tiefsten Punkt, dem Langensee (194 Meter), beträgt die Luftlinie kaum 50 Kilometer.

Diese klimatische Verschiedenheit ist eine der Hauptursachen unserer kulturellen Mannigfaltigkeit – aber nicht die einzige. Ebenso wichtig ist eine andere geographische Tatsache: Das Vorhandensein unzähliger Berge und Täler. Im Kanton Graubünden allein gibt es 150 Täler. Früher, als noch keine Bahnen und wenig Straßen den Verkehr erleichterten, waren viele Bevölkerungsgruppen, vor allem während der Wintermonate, von ihren Nachbarn fast abgeschlossen. Das erklärt, warum jedes Tal seinen eigenen Dialekt, seine eigenen Trachten, seine eigenen Sitten entwickelte.

Sich selber treu

Aber aus Klima und Bodenbeschaffenheit läßt sich zwar vieles, aber nicht alles ableiten. Von jeher müssen die Eidgenossen einen leidenschaftlichen Willen gehabt haben, ihre angestammte Eigenart zu bewahren. Nur so läßt es sich erklären, daß viele uralte lokale Bräuche und Ausdrucksformen sich wie erratische Blöcke bis in die Gegenwart erhielten.

Ein typisches Beispiel ist das Engadin. Dieses Hochtal war nie abgeschlossen, wie etwa gewisse Seitentäler des Wallis, es wies im Gegenteil von jeher einen starken Durchgangsverkehr auf. Dazu kam, daß ein großer Teil der Bevölkerung sein Brot im Ausland, als Soldaten, Kaufleute oder Zuckerbäcker verdiente und nur die Ferien oder den Lebensabend in der Heimat zubrachte. Trotz diesem Umstand und trotzdem es italienische Baumeister und tirolische Zimmerleute waren, welche die Engadiner Häuser bauten, blieben die Bauherren der engadinischen Tradition treu und bewahrten einen Haustyp, der in der ganzen Welt einzig dasteht. Die Liebe zum Althergebrachten und die Freude am Besonderen waren so groß, daß im Engadin noch im 19. Jahrhundert Truhen und Schränke hergestellt wurden, die stilgeschichtlich der Gotik angehören. Ebenso brachte man Schnitzereien an – zum Beispiel die eingekerbten Rosetten und Spiralwirbel – die dem romanischen Stil entsprechen, also einer Epoche, die um ein halbes Jahrtausend zurückliegt. Man stellte sich in einen bewußten Gegensatz zu den zeitgenössischen Stilen und Moden, wie sie anderswo herrschten.

Um diese lokale Eigenart durch die Jahrhunderte erhalten zu können, waren aber auch gewisse politische Voraussetzungen nötig. Bekanntlich waren nicht nur die historischen Kantone bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft richtige Staaten, auch die Gemeinden besaßen Rechte der Selbstverwaltung, wie sie in anderen Teilen Europas schon lange verschwunden waren. In Graubünden war die Gemeindefreiheit bis 1798 so unbeschränkt, daß überhaupt keine Zentralgewalt vorhanden war; in den Monaten, in denen die Vertreter der drei Bünde nicht tagten, gab es überhaupt keine Regierung. Die meisten Gemeinden besaßen eigene Gerichtsbarkeit und konnten sogar die Todesstrafe verhängen.

«Wir haben von Gottes Gnaden eine schöne Freyheit,

Wir haben eigen Macht und Gewalt, zu setzen und zu entsetzen,

Wir haben eigen Stab und Siegel, Stock und Galgen,

Wir sind Gottlob keinem frömden Fürsten und Herren nichts schuldig, noch unterworfen, denn allein dem Allmächtigen Gott.»

So lautet die stolze Eidformel aus dem 17. Jahrhundert von Avers. Diese Siedelung hatte damals 500 Einwohner.

Unter «Freiheit» verstand man in der Schweiz von jeher und auch heute noch weniger die Freiheit des einzelnen Menschen, wie zum Beispiel in England, als die Freiheit der Gemeinschaft.

Auch als dann aus dem Staatenbund ein Bundesstaat wurde, war man bestrebt, das Selbstbestimmungsrecht der Glieder möglichst zu erhalten. Auch heute noch sind bei uns viele Aufgaben, die in anderen Ländern durch die Zentralgewalt gelöst werden, in den Händen der Kantone und Gemeinden geblieben. Dieses politische System, das immer noch charakteristisch für die Schweiz ist, nennt man Föderalismus.

Uralt aber rationell

Hat der Föderalismus auch unter den völlig andern Bedingungen des 20. Jahrhunderts noch seine Berechtigung? Ist es nicht so, daß dieses komplizierte, altmodische System zwar vom Standpunkt des Heimat-

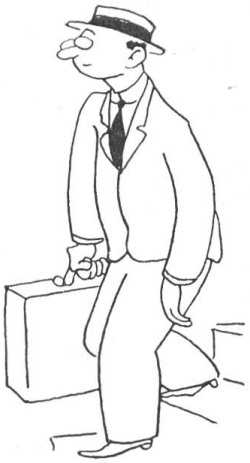
schutzes oder des Tourismus aus sympathisch, staatspolitisch und organisatorisch aber hoffnungslos veraltet ist?

Allen Technokraten und Planern muß das so erscheinen. Sie finden unseren Föderalismus, der großzügigen, das ganze Land erfassenden Lösungen unendliche Hindernisse in den Weg legt, chaotisch und unwirtschaftlich.

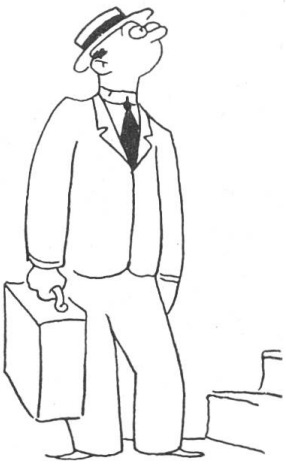
Interessanterweise hat sich unser Föderalismus aber gerade vom wirtschaftlichen Standpunkt aus als ein sehr sparsames Regierungssystem erwiesen. Obschon er nicht nur Doppelspurigkeit, sondern 25-Spurigkeit geschaffen hat, haben wir eine billig arbeitende Verwaltung. Durch die Dezentralisation bleibt sie übersichtlich und, was das Wichtigste ist, kontrollierbar. Unser scheinbar so unrationelles System arbeitet deshalb erwiesenermaßen

Der kleine Familienfilm

Ruft, es ist Zeit abzufahren. Ist noch kein Koffer bereit?

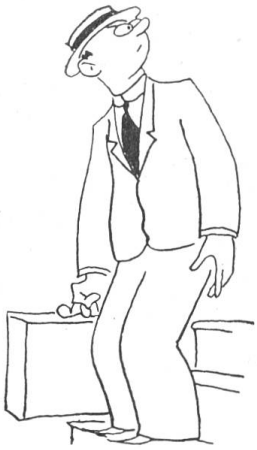


Erhält Antwort, dass er den kleinen Koffer abschliessen und hinuntertragen kann. Schleppt ihn nach unten.



Kaum im Gang, ruft Frau, dass er den falschen Koffer genommen hat, der noch nicht fertig ist.

Hat ihn zurückgetragen und mit einem anderen Koffer ausgetauscht.



Kaum drunten, ruft Frau, diesen zurückzubringen, weil sie vergessen hat, sein Pyjama einzupacken.

Wieder unten, ruft Frau, nachzusehen, ob Peters Schuhe darin sind.

Lässt Koffer auf der Treppe fallen, der hinunterstürzt und sich im Fallen entleert.

Zieht sich diskret vor die Haustüre zurück, während Frau den Koffer wieder packt.

wirtschaftlicher als jenes zentralistischer, durchrationalisierter Länder, wie etwa Frankreich.

Leerlauf und Fehlentscheide der Bürokratie sind auch seltener, weil der Beamte in ständigem, engem Kontakt mit dem praktischen Leben steht und nicht einfach vom grünen Tisch aus entscheiden kann.

In unseren Kantonen und Gemeinden ist es für den einzelnen Bürger unendlich viel leichter zum zuständigen Funktionär vorzudringen, als in Frankreich, wo alle wichtigen Entscheidungen in Paris gefällt werden, und wo es den Privaten in vielen Fällen überhaupt nicht gelingt, zum maßgebenden Funktionär zu gelangen.

Dazu kommt noch etwas anderes. Die Kantonal- und Gemeindepolitik stellen die hohe Schule der Demokratie dar. Die meisten unserer hohen Magistraten sind nicht weltfremde Theoretiker. Sie haben eine richtige Berufsausbildung hinter sich, und zwar haben sie ihren Lehrblätz meistens in der Gemeinde gemacht. So war zum Beispiel der jetzige Bundespräsident Hans Streuli zuerst Gemeindepräsident in Richterswil, dann zürcherischer Regierungsrat, und weil er sich dort ausgezeichnet bewährt hat, wurde er zum Bundesrat gewählt.

Im Dorf lernt man auch, daß Politik die Kunst des Möglichen, und daß die Parole «Alles oder nichts» ein kindischer Wahlspruch ist, der, konsequent angewendet, zur Diktatur oder zum Bürgerkrieg führt. Man lernt vor allem die Notwendigkeit des Kompromisses einsehen und auch dort Zugeständnisse machen, wo man glaubt, hundertprozentig im Recht zu sein.

Die einzigartigen politischen Fähigkeiten des Schweizervolkes, wie sie sich immer wieder in Abstimmungen äußern, wären ohne die Schule der Gemeindepolitik nicht denkbar. Hier in den kleinen, übersichtlichen Verhältnissen bildet sich das politische Urteil, das sich dann nachher auch in kantonalen und eidgenössischen Entscheidungen auswirken kann.

Das Wort «Dorfpolitiker» hat deshalb bei uns nicht den verächtlichen Klang, wie etwa in Frankreich oder Deutschland. Wir wissen, daß die Diskussionen über Güterzusammenlegungen oder den Bau eines neuen Schulhauses oder die Anschaffung einer Feuerwehrspritze, die am Stammtisch im «Kreuz» oder «Löwen» stattfinden, den denkbar besten staatsbürgerlichen Unterricht darstellen. In Deutschland nennt man diese Auseinandersetzungen abschätzig «kannegießern».

Mit der Zeit hat sich ein höchst kunstvolles Gleichgewicht zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden herausgebildet. Dieses wurde allerdings nicht von Planwirtschaftern erfunden, sondern im Laufe der Jahrzehnte, ja Jahrhunderte aufgebaut.

Es ist zwar wahr, daß das Eigenleben der Gemeinden und der Kantone in letzter Zeit durch den Bund immer mehr bedroht wird. Gleichzeitig wachsen aber auch die Gegenkräfte, denn gefühlsmäßig ist es den meisten Eidgenossen klar, daß auf der Erhaltung dieses Gleichgewichtes die Kraft unserer Eidgenossenschaft beruht, die nicht durch die Gleichschaltung, sondern durch die Einheit in der Vielfalt stark ist, und die nicht trotz, sondern wegen ihres föderalistischen Aufbaues zu den konsolidiertesten Staaten der Welt gehört.

Nichts ist umsonst

Nun mußte allerdings, was die heutigen Schweizer sich vielleicht nicht mehr richtig vergegenwärtigen, für die Bewahrung des politischen Föderalismus ein hoher Preis bezahlt werden – der Verzicht auf Großmachtpolitik. Hätte sich die Eidgenossenschaft, als sie auf der Höhe ihres militärischen Ruhmes stand, entschlossen, eine solche zu treiben, so hätte sie ihren föderalistischen Aufbau aufgeben müssen. Machtpolitik braucht feste Führung, Konzentration der Gewalt in den Händen von Wenigen. Deshalb warnte Niklaus von Flüe mit Recht, «Eidgenossen, machend den Zuun nit zue wyt». Das Stanser Verkommnis von 1481 war eine grundsätzliche Entscheidung für den Föderalismus.

Die Opfer, die durch diesen Entschluß gebracht werden mußten, werden vielleicht im Geschichtsunterricht nicht immer deutlich genug herausgearbeitet. Es handelte sich nämlich durchaus nicht um die einzig vertretbare Lösung. Man gleicht dem Fuchs mit den sauren Trauben, wenn man jedes Machtstreben von vorneherein als verderblich ablehnt. Mit der Macht ist es wie mit dem Geld: Beide sind gefährlich; wenn sie zum ausschließlichen Motiv des Handelns werden, drohen beide den Menschen aufzufressen. Wenn aber das richtige Maß bewahrt wird, bilden für uns, die wir keine Heiligen sind, die Macht, wie das Geld,

wie der Ruhm, etwas, das uns zwar nicht restlos glücklich macht, aber doch Befriedigung bringt. Es ist nicht leicht, arm zu sein und wirtschaftlich zu den unterentwickelten Völkern zu gehören; es ist aber für ein Volk auch nicht leicht, zu den Armen an Macht zu gehören und bescheiden beiseite stehen zu müssen, wenn die Herren der Welt ihre Entscheidungen fällen.

Ein Teil der schweizerischen Malaise erklärt sich dadurch, daß wir uns – wenigstens unbewußt – immer noch nicht ganz mit dem Verzicht auf jede führende Rolle im Welttheater abgefunden haben. Die Schweizer sind sehr intelligente und tüchtige Leute. Vielleicht hätten sie, wie manches Gebirgsvolk, das Zeug dazu gehabt, einen Großstaat im Herzen Europas zu schaffen. Unsere Vorfahren wollten das nicht, weil ihnen ihre Freiheit wichtiger war. Wir sind ihnen für ihre Entscheidung dankbar, aber selbstverständlich war sie nicht.

Ist der Föderalismus auch nicht die großartigste, so ist er sicher die menschlichste aller Regierungsformen. Die Staatsgewalt im Kleinstaat ist an sich harmloser, den Einzelnen weniger bedrohend als im Großstaat. Bekanntlich ist nach Jacob Burckardt der Kleinstaat dazu da, damit ein Fleck Erde auf der Welt sei, wo die größtmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne des Wortes sind. Wird nun dieser kleine Staat in noch kleinere Gebilde aufgeteilt, so kommt der einzelne Bürger noch besser zur Geltung. Es gibt bei uns kleine Dörfer, wo jeder volljährige, männliche Einwohner ein öffentliches Amt bekleidet.

Ganz allgemein ist bei uns der Gegensatz zwischen Obrigkeit und Bürger, der in den meisten uns umgebenden Ländern herrscht, unbekannt. «L'état c'est moi», sagte Louis XIV. «Der Staat, das bin ich», kann der schweizerische Bürger mit Fug und Recht sagen.

Wo Pflicht zur Neigung wurde

Der Föderalismus ist deshalb so schwierig einzuführen und durchzuhalten, weil er eine ziemlich seltene Tugend zur Voraussetzung hat: Die Toleranz. Man muß die Freiheit nicht nur für sich, sondern auch für andere wollen. Die Mehrheit darf die Minderheit nicht vergewaltigen, auch wenn sie glaubt, im Recht zu sein.

Nicht nur einzelne Menschen oder einzelne Gruppen können eine Tyrannis ausüben; in der Geschichte sind jene Fälle ebenso häufig, wo die Mehrheit der Minderheit ihren Willen aufzwang. Das ist nach unseren schweizerischen Begriffen nicht demokratisch. Wenn in gewissen Fällen 51 Prozent in vollkommen legaler Weise 49 Prozent überstimmen, so sind zwar die demokratischen Spielregeln gewahrt, und trotzdem kann Unterdrückung vorliegen. Das ist immer dann der Fall, wenn Einheitlichkeit um der Gleichschaltung willen erzwängt wird.

Die Toleranz, welche die Schweizer in politischen Dingen zeigen, grenzt fast ans Wunderbare. An und für sich sind wir unserer pädagogischen Veranlagung nach eher rechthaberisch. Nicht ohne Grund wirft man uns vor, uns als Schulmeister Europas aufzuspielen, und auch im privaten Leben zeichnen wir uns dadurch aus, daß es uns schwer fällt, die uns nächststehenden Menschen auf ihre eigene Art selig werden zu lassen. Nicht nur die Eltern wollen die Kinder, auch die Kinder wollen die Eltern ständig erziehen, ebenso der eine Ehegatte den andern, und die etwas ungefreute Atmosphäre, die in vielen Familien herrscht, ist oft auf dieses Übermaß an pädagogischer Einstellung zurückzuführen.

Nun hat sich aber im Verlaufe der Jahrhunderte etwas ereignet, das sehr selten ist: Aus der Pflicht ist im politischen Leben Neigung geworden. Wir dulden heute nicht nur die Verschiedenartigkeit unserer Miteidgenossen, wir lieben sie geradezu.

Wenn an einer gesamtschweizerischen Veranstaltung nach dem deutschschweizer Redner ein Welscher, ein Tessiner und ein Romane in ihrer Muttersprache das Wort ergreifen, dann ist es nicht so, daß wir uns mit dieser Erschwerung widerwillig abfinden, nein, wir freuen uns ehrlich über diese Vielfalt.

«Nicht hinauslehnen», «Ne pas se pencher en dehors», «E pericoloso sporgersi». Beim Anblick dieser nüchternen Vorschrift in den SBB-Wagen lacht einem richtigen Schweizer das Herz im Leibe.

Und so ist es dazu gekommen, daß bei uns die Mehrheit die Minderheit nicht nur duldet, sondern geradezu unterstützt. Wo es irgendwie möglich ist, bemüht man sich, in Kommissionen, Preisgerichten usw. den anderssprachigen Eidgenossen – die man übrigens gar nicht als Minderheit empfindet – eine überproportionale Vertretung einzuräumen.

Ja, man geht so weit, daß die Mehrheit der

Minderheit hilft, sich gegen die Mehrheit zu schützen. Aus dieser Einstellung erklärt sich die einzigartige Erscheinung des schweizerischen Sprachfriedens.

Es gibt viele Länder, wo mehrere Sprachen gesprochen werden, unter andern Belgien, Italien; aber wie sehr müssen sich die Flamen ständig für ihre Muttersprache wehren, von den deutschsprechenden Italienern im ehemaligen Südtirol gar nicht zu reden.

In Kanada leben zwar die englisch- und französischsprechenden Bevölkerungsgruppen friedlich nebeneinander, aber nicht miteinander. Die meisten, die Englisch sprechen, geben sich keine Mühe, richtig Französisch zu lernen.

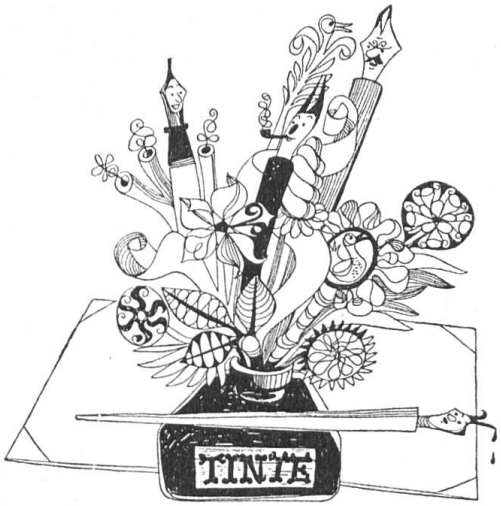
Die Schweizer sind durchaus nicht besonders sprachbegabt, aber welch unendliche Mühe wenden die Deutschschweizer auf, um sich mit der französischen, zum Teil auch mit der italienischen Sprache vertraut zu machen.

Das Schulbeispiel aber ist die Erhaltung des Romanischen. Romanisch wird nur von 40 000 Personen gesprochen und dabei gibt es nicht nur eine, sondern vier romanische Sprachen. Trotzdem hat man das Romanische zur vierten Landessprache erklärt, und es gibt eine romanische Literatur mit ständigen Neuerscheinungen. Diese Bücher werden nicht nur geschrieben, sondern auch gedruckt und verlegt. Das ist nur möglich, weil die nicht romanischen Eidgenossen ihren romanisch sprechenden Brüdern Mittel zur Verfügung stellen, die sie selbst nicht aufbringen könnten. Und die Tessiner müssen nicht isoliert einen Verzweiflungskampf für die Erhaltung ihrer durch die Einwanderung aus dem Norden gefährdeten Eigenart kämpfen, die übrigen Schweizer helfen ihnen bei diesen Bestrebungen.

Der Umstand, daß die Mehrheit die Minderheit nicht an die Wand drückt, ist wesentlich dafür verantwortlich, daß es in unserem Land im Grunde keine Teile der Bevölkerung gibt, die zum Bund grundsätzlich negativ eingestellt sind. Der Ausspruch von Pestalozzi, «Die Eintracht kann nicht durch die Einheit, die Einheit muß durch die Eintracht herbeigeführt werden», hat sich bewahrheitet.

Die Tragik unserer Muttersprache

Aber auch diese Medaille hat leider ihre Kehrseite. Sie zeigt sich ausgerechnet auf dem Gebiet, auf dem die Auswirkungen des Föderalismus auch von seinen Gegnern



STILBLÜTEN

aus Schüleraufsätzen

«Ein Jauchzer ertönte aus seiner Kehle, und ein anderer kam von der andern Seite.»

*

Er hat seinen Namen von seinen gezähmten Blättern erhalten.

*

In Indien darf ein Mann, der aus einem bestimmten Kasten stammt, nicht eine Frau aus einem andern Kasten heiraten.

*

Napoleon stand schon mit einem Fuß in Deutschland, während er mit dem andern in Frankreich die Armeen aus dem Boden stampfte.

*

Am Herzen nagt ein Wurm (der Sorge), aber auch wenn er schon lange wieder daraus weggekrochen ist, seine Spuren sind trotzdem noch da.

*

«Der Zahn der Zeit, der alle Tränen trocknet, wird auch über diese Wunde Gras wachsen lassen.»

*

... Das Obst ist schon in den Kellern im Ruhestand ... (mit Pensionsberechtigung!)

*

Schnell nahm er einen Pfeil aus seinem Köder.

*

Gestern jauchzte ein Bauer die Wiese neben unserem Hause.

*

Herr X wollte einen neuen Wetzstein erfinden. Nach vielen Versuchungen gelang ihm dies.

eher günstig beurteilt werden: dem des kulturellen Lebens. Sicher hat die kulturelle Vielfalt der Schweiz etwas Zauberhaftes, aber sie hat auch ganz schwerwiegende Nachteile, die wir uns nur deshalb nicht vergegenwärtigen, weil wir an sie gewohnt sind.

Die kleinen Gemeinschaften, die der Föderalismus geschaffen hat, sind oft zu schwach, um die kulturellen Aufgaben, die sie übernommen haben, richtig erfüllen zu können.

Wir sprechen in der deutschen Schweiz zahllose Dialekte. Sie sind gleichzeitig der wichtigste Ausdruck und die wichtigste Stütze des Föderalismus. Während zum Beispiel in England die Sprache eines Menschen sofort dessen soziale Klasse verrät, weist sie bei uns auf die Herkunft. Schon nach wenigen Sekunden wissen wir, ob wir es mit einem Basler, Berner, Zürcher oder Thurgauer zu tun haben.

Weil uns diese Mannigfaltigkeit mit Recht entzückt, unternehmen wir, während in andern Ländern die Dialekte ausgerottet wurden, große Anstrengungen, um sie zu erhalten. Aber vielleicht darf gerade von jemandem, der sich ein Leben lang für das Schweizerdeutsche eingesetzt hat, darauf hingewiesen werden, daß die schweizerische Lösung der sprachlichen Vielfalt auch ihre großen Nachteile hat. Es fehlt uns jenes vollkommene sprachliche Instrument, das die anderen Kulturvölker besitzen. Gewiß kann man im Dialekt viel mehr ausdrücken, als man gemeinhin glaubt, aber dennoch muß man zugeben, daß unsere Dialekte nicht, oder nicht mehr die Ausdruckskraft haben, die der des Englischen, Französischen, Deutschen oder Italienischen gleichkommt. Viele Worte, vor allem solche, die für das moderne Leben nötig sind, fehlen. Das Schweizerdeutsch ist hauptsächlich in ländlichen und kleinstädtischen Verhältnissen gebildet worden und hat deshalb Mühe, den Begriffs- und Gefühlsinhalten des modernen städtischen Lebens gerecht zu werden. Die Zersplitterung bewirkt, daß wir nicht stark genug sind, diese Anpassung an die Erfordernisse der Zeit vorzunehmen.

Gewiß, unsere welschen Miteidgenossen sind in dieser Beziehung besser daran. Dafür besitzen sie keine Sprache, die Ausdruck ihrer Eigenart ist, die für sie dichtet und denkt. Die sprachliche Gemeinschaft mit ihren Nachbarländern bedeutet nicht nur Gewinn, sondern ständige Gefahr, sich selbst entfremdet zu werden.

Aus der Wachsamkeit gegen diese Gefahren erklärt sich das merkwürdig zwiespältige Verhältnis, das die Deutschschweizer zum Hochdeutschen haben. Sie verwenden diese Sprache in der Literatur und sehr oft in Vorträgen und in der Predigt, aber trotzdem bleibt sie den meisten mehr oder weniger fremd. Wenn wir Deutschschweizer hochdeutsch reden oder schreiben, ist es uns zu Mute, wie wenn wir ein Kleid trügen, das uns nicht ganz sitzt.

Eine volle Sprache ist ohne Dichtkunst nicht denkbar. Gewiß gibt es bei uns eine Dialektliteratur, aber abgesehen von der Lyrik bleibt sie meistens im Alltäglichen stecken und erreicht nur selten die Kraft großer Dichtung. Außerdem ist sie selbstverständlich immer nur Ausdruck des Genius eines einzelnen Kantons.

Das alles hat dazu geführt, daß uns Deutschschweizern in unserer Muttersprache nicht jenes Mittel der Selbstgestaltung zur Verfügung steht, das andere Völker besitzen. Wie viel einfacher haben es die Engländer, Franzosen oder Italiener, wie viel einfacher auch die Dänen, Schweden, Norweger, Holländer.

Diese, durch den Föderalismus geschaffene Lage hat dazu geführt, daß wir Deutschschweizer an einer gewissen Unbeholfenheit des sprachlichen Ausdruckes leiden. So sind wir, wenn auch nicht zu einem Volk von Stummen, doch zu einem Volk geworden, das in seiner Ausdruckskraft gehemmt ist. Die Sprache erhebt uns nicht, reißt uns nicht mit.

Dichtung, Theater und Film

Vor allem für die Dichter ergeben sich fast unlösbare Schwierigkeiten. Denken wir nur an den Dialog. Ein Hauptreiz etwa der modernen amerikanischen Literatur beruht in der meisterhaften Anwendung der direkten Rede. Jede Person, jedes Milieu wird durch die Art und Weise des Dialoges charakterisiert. Wie aber soll ein schweizerischer Romanschriftsteller, in einer Handlung, die in der Schweiz spielt, seine Personen reden lassen?

Wenn sie hochdeutsch sprechen, ist jede realistische Darstellung unmöglich. Betrachten Sie einmal die direkten Reden in der schweizerischen Literatur unter dem Gesichtspunkt der Echtheit. Es ist ein Jammer.

Aber wie soll sich ein Dichter helfen? Soll er die Personen Dialekt reden lassen? Und welchen Dialekt? Das geht schon deshalb nicht

immer, weil er ja nicht alle Dialekte beherrschen kann.

Oder soll er sich der deutschen Umgangssprache bedienen? Abgesehen davon, daß er diese in der Regel gar nicht beherrscht, entstünde dadurch ein falscher Ton.

Eine meisterhafte Lösung hat Gotthelf gefunden, indem er ein verberndeutschtes Schriftdeutsch verwendete. Dieser Ausweg ist aber natürlich nicht immer gangbar.

Noch schwieriger ist es beim Theater. Es ist zum mindesten merkwürdig, wenn in einem realistischen Theaterstück, das in der deutschen Schweiz spielt, die Personen Hochdeutsch sprechen. Aber der Dialekt läßt sich auch nicht immer anwenden, weil dadurch eine Betonung des lokalen Elementes erfolgt, die vielleicht gar nicht am Platze ist, wenigstens wenn der Dichter ein schweizerisches Theaterstück und nicht ein Basler, Zürcher oder Berner Stück schreiben will.

Mit diesen Schwierigkeiten hat auch der Schweizer Film zu kämpfen. Wenn Gotthelf verfilmt wird, ist die Sprachenfrage bald entschieden. Hier kommt nur das Berndeutsche in Frage. Aber bei andern Filmen möchte man vielleicht die Szenen nicht unbedingt auf Basel, Zürich oder Bern beschränken, man möchte einen Film ohne Lokalkolorit drehen. Das aber ist wegen der Sprache schlechthin unmöglich, denn der spezifische Dialekt erlangt eine übermäßige Bedeutung und drückt dem Ganzen von vorneherein einen eindeutigen Stempel auf.

Dazu kommt die Schwierigkeit mit den Schauspielern. Unser kleines Land verfügt begreiflicherweise nicht über allzu viele gute Dialekt-Schauspieler. Jene, die da sind, sprechen in der Regel nur einen einzigen Dialekt. Für die Gotthelf-Filme haben die Zürcher Hegetschweiler und Gretler schlecht und recht etwas Berndeutsch gelernt, ein Berndeutsch, das wohl die St. Galler und Thurgauer befriedigte, den Bernern selbst aber wenig Freude machte. Auf jeden Fall handelt es sich nur um eine Notlösung, die sich auch nur selten anwenden läßt.

Vielleicht möchte man einen Film drehen, der im Kanton Appenzell spielt. Man würde aber wahrscheinlich keinen einzigen Schauspieler finden, der den Appenzeller Dialekt richtig beherrscht.

Sogar bei Zürcher Filmen hat die Sache Schwierigkeiten. Das zeigte sich in dem letzten Präsens-Film «Taxi-Chauffeur Bänz». Schaggi Streuli spricht ein ausgezeichnetes Zürichdeutsch, aber die hübsche und sehr begabte Elisabeth Müller befriedigte sprachlich nicht recht. Ihr Zürichdeutsch als Medizinstudentin ist so geziert, daß ihr kein Mensch glaubt, daß der bodenständige Bänz ihr Vater ist.

Natürlich wären einige Schwierigkeiten in dieser Richtung zu beheben. Unsere jungen Schweizer Schauspieler, die sich bei ihrer Ausbildung so verzweifelt Mühe geben, sich ein korrektes Bühnendeutsch anzueignen, sollten sich auch bemühen, wenigstens den Dialekt ihrer engeren Heimat einigermaßen sauber sprechen zu lernen. Das Milieu, in dem sie verkehren, ist dafür allerdings nicht günstig.

Alle diese Schwierigkeiten – und noch viele andere, die teilweise auch mit dem Föderalismus zusammenhängen – haben dazu geführt, daß uns heute ein richtiges schweizerisches Theater mangelt. Was bei uns gespielt und subventioniert wird, ist zur Hauptsache reichsdeutsches Theater in der Schweiz, oft gutes Theater, aber trotzdem Theater, das nicht

Bilder ohne Worte

auf unserem Boden gewachsen ist und deshalb meistens wenig mit uns zu tun hat.

Einfacher ist die Lage für das Kabarett. Dort stört es nicht, wenn jeder seinen angestammten Dialekt spricht. Der Textdichter ist auch in der Lage, sich von vorneherein auf die sprachlichen Fähigkeiten der einzelnen Darsteller einzurichten. Das Kabarett ist deshalb die eigenständigste und lebendigste Theaterform, die wir in unserem Lande heute haben.

Auch im Festspiel gelang es uns, etwas eigenes zu schaffen, denn dieses ist im allgemeinen weniger realistisch, und das gesprochene Wort spielt dort eine andere Rolle. In vielen Fällen hat sich ein schweizerisch gefärbtes Hochdeutsch als die richtige Lösung erwiesen, vor allem in Stücken, die in früheren Zeiten spielen.

Der Holzboden

Leider sind die kulturellen Probleme, die der Föderalismus schafft, nicht auf das Sprachliche beschränkt. Er ist dafür verantwortlich, daß wir keine kulturelle Hauptstadt haben. Es gibt bei uns kein Zentrum wie Paris, London oder Kopenhagen, sondern wir besitzen 25 Hauptstädte, jede führend in ihrem Kanton, jede voll stolzen Selbstbewußtseins, jede eine Welt für sich.

Diese Dezentralisierung der Kultur hat zweifellos etwas Großartiges, denn sie verhindert, daß es bei uns eine Provinz und Provinzler gibt, aber diese Zersplitterung macht gleichzeitig ein intensives gesamtschweizerisches künstlerisches Leben fast unmöglich. Der Dichter oder Maler, der in Kopenhagen durchgedrungen ist, ist in ganz Dänemark durchgedrungen, wer Paris erobert hat, hat Frankreich erobert. Ein Erfolg in Zürich bedeutet aber noch lange keinen Erfolg in Bern oder in Basel, von Chur, Genf und Bellinzona gar nicht zu reden. Es ist unvorstellbar, wie wenig man in unserem föderalistischen Lande voneinander weiß. Künstler und Gelehrte, deren Namen in Basel jedes Kind kennt, sind in Bern oft beinahe unbekannt.

Es ist deshalb für einen Schweizer außerordentlich schwierig, im eigenen Lande berühmt zu werden. Das kommt nicht nur daher, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, und nicht nur daher, daß wir als überzeugte Demokraten jeden Starkult – wenigstens soweit er Landsleute betrifft – scharf ablehnen, sondern das ist auch die Folge unserer föderalistischen Struktur. Fast alle berühmten Schweizer, inbegriffen Gotthelf und Hodler, oder, um einen neueren zu nennen, Honegger, wurden im Ausland bekannt und erst von dort strahlte ihr Ruhm in die Heimat zurück.

Sicher, ein Künstler lebt in erster Linie seinem Werk, aber die Aussicht auf Geld und Ruhm kann mithelfen, auszuharren, und dieser Impuls fehlt in der Schweiz den schöpferisch Arbeitenden weitgehend. Die Schweiz ist und bleibt ein Holzboden für Genies.

Daß es bei der schweizerischen Zersplitterung im kulturellen Leben sehr schwierig ist, ein lebenskräftiges Verlagswesen zu entwikkeln, ist selbstverständlich.

Auch unser Zeitungswesen hat unter den föderalistischen Gegebenheiten zu leiden. Die Schweiz ist im Verhältnis zur Bevölkerung das zeitungsreichste Land der Welt. Viele unserer kleinen Zeitungen haben deshalb zu wenig zum Leben und zuviel zum Sterben. Nur sechs Tageszeitungen erreichen Auflagen von über 50 000 Exemplaren.

Aus allen diesen Gründen sind die Honorare unserer Journalisten in der Regel viel kleiner als in den meisten andern Ländern. Die im ganzen Land berühmten und gelesenen, über Einkommen wie Generaldirektoren von Großbanken verfügenden Star-Journalisten, wie sie das Ausland kennt, gibt es bei uns überhaupt nicht.

Hingegen müssen wir dankbar dafür sein, daß infolge unserer föderalistischen Zeitungsstruktur der auf gleichgeschaltete Lesermassen ausgerichtete Sensations-Journalismus keinen Nährboden gefunden hat, denn dieser fördert ein Krebsübel unserer Zivilisation, die Vermassung.

Größere Auflagen erzielen einzig Wochenzeitungen und Illustrierte. Diese beschäftigen sich aber bezeichnenderweise weitgehend mit ausländischen Personen und Ereignissen, denn von diesen wissen die Redaktionen, daß sie das ganze Schweizervolk interessieren, während schweizerische Angelegenheiten im allgemeinen nur auf das Interesse eines einzelnen Landesteiles rechnen können.

Die Photographien von Grace Kelly, Aga Khan und Picasso sind deshalb bei uns bekannter als die des Bundespräsidenten Streuli, von Walter Boveri oder Auberjonois.

Wenn man schweizerische Bauern- oder Bürgerhäuser betrachtet oder die Möbel an-

sieht, die darin stehen, ist man immer wieder aufs neue beglückt und erstaunt. Es gibt fast keine ältere Siedlung der Schweiz, und sei sie noch so klein und abgelegen, die nicht einige bemerkenswerte Bauten enthält. Und es ist fast unfaßbar, welch entzückende Möbel im 16., 17. und 18. Jahrhundert auch von Landschreinern geschaffen wurden. Die Barockschränke und Windenladen, die etwa in Meilen oder Horgen entstanden, stehen in handwerklicher und künstlerischer Qualität denen aus der alten Stadt Zürich durchaus nicht nach. Dafür aber, und das ist wiederum der Preis, den der Föderalismus erforderte, fehlen vielleicht die Spitzenleistungen, die man in den Hauptstädten großer Länder antrifft. Eine Berner Funk-Kommode kommt bei aller Schönheit doch nicht ganz an eine Pariser Kommode von Jacob heran.

Die föderalistische Struktur der Schweiz hat es auch unmöglich gemacht, daß ein ausgeprägter nationaler Stil entstand. Man begnügte sich damit, in jedem Landesteil die in den großen Ländern geschaffenen Stilformen zu übernehmen und zu verbernern, zu verbaslern oder zu verzürchern.

Heute ist das nicht viel anders. Die föderalistische Struktur hat verhindert, daß sich bei uns ein zeitgenössischer nationaler Architekturstil entwickelte, wie das zum Beispiel in den nordischen Ländern der Fall ist. Von einem schweizerischen Stil kann man am ehesten bei der Werbegraphik, vor allem beim Plakat reden. Das kommt daher, weil die Auftraggeber, das heißt die Markenartikel-Firmen, ihrem Wesen nach nicht auf einen Kanton, sondern auf die ganze Schweiz ausgerichtet sind.

Die ewige Aufgabe

Der Föderalismus, der unser Leben so unendlich reich macht, erschwerte und erschwert immer noch auf allen Gebieten die Entwicklung eines deutlich erkennbaren schweizerischen Lebensstiles. Das kommt daher, daß das typisch Schweizerische nicht in der Einheit, sondern in der Vielfalt liegt. Trotzdem ist natürlich das Gemeinsame da, das spürt jeder Ausländer, aber auch jeder Schweizer, der im Ausland lebt.

Die föderalistisch aufgebaute schweizerische Eigenart ist aber immer bedroht durch die einheitlichen Nationalkulturen anderer Länder.

Die geistige Landesverteidigung ist deshalb unsere ewige Aufgabe. Sie besteht aber nicht darin, eine schweizerische Einheitskultur zu schaffen, sondern im Gegenteil, die lokale Vielfalt vom Untergang zu bewahren.

Das erfordert eine ständige Anstrengung, denn es ist so viel leichter, konfektionierte Lebensformen einfach zu übernehmen, als gegen den Strom zu schwimmen, und etwas Eigenständiges aufrecht zu erhalten oder gar neu zu schaffen.

Es geht bei diesem Kampf nicht nur darum, Althergebrachtes zu erhalten. Es müssen auch ständig neue Ausdrucksformen für unsere föderalistische Gesinnung gefunden werden, zum Beispiel durch Neugestaltung des Gemeindelebens.

Gleichzeitig müssen wir uns aber, gerade im Interesse des Föderalismus, davor hüten, diesen ad absurdum zu führen. Auch der beste Grundsatz kann zu Tode geritten werden.

Wenn ein Jodlerverein im Kanton Baselland in den Freiburger Sennenjacken (Bredzons) auftritt, so ist das sicher eine Art interkantonaler Usurpation, und außerdem kann man mit Recht einwenden, daß das Jodeln keiner Tradition jener Gegend entspreche. Aber ist dieser Übergriff nicht immer noch viel erfreulicher, als wenn das Jodeln auf die Bergkantone beschränkt bliebe, dafür aber dort langsam aber sicher aussterben würde. Ich glaube, man sollte sich überhaupt nicht dagegen stemmen, wenn Bräuche, die aus der besonders schöpferischen Hirtenkultur stammen, allmählich zum schweizerischen Gesamtgut werden.

Der Aufbau einer schlagkräftigen militärischen Landesverteidigung wäre nie möglich gewesen, wenn wir auch im Militärwesen an der kantonalen Selbständigkeit festgehalten hätten. Auch auf kulturellem Gebiet ist es nötig, hie und da auf die Durchführung von speziellen Wünschen zu verzichten, um überhaupt etwas erreichen zu können. Das gilt nicht zuletzt für die Erhaltung unserer Dialekte. Es mag bedauerlich sein, wenn sich etwa im Kanton Zürich der Unterschied zwischen Oberländer- und See-Dialekt immer mehr abschleift, oder wenn sich gar mit der Zeit eine ostschweizerische Gemeinsprache herausbildet, aber es ist besser, zusammenzustehen und eine große Dialektgruppe zu erhalten, als sich gegenseitig wegen Nuancen zu befehden, um dann von der übermächtigen deutschen Hochsprache einzeln an die Wand gedrückt zu werden.